

(Nachdruck verboten.)

16]

Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

Den Stadt-Seff verließ beinahe seine Amtswürde.

„Das wissen Sie schon? . . . Da müssen Sie aber gute Freunde auf dem Stadthaus haben, Frau Försterin! . . . Na ja, der Sturm-Toffel ist ja ins Feuer gegangen wie net g'scheit. . .“

„Er ist sehr gescheit.“

„Um! . . . Warum ist er dann Wirt geworden, he? . . . Mit dem sein Haus und dem vielen Geld wüßt' ich mir schon was andres . . . Alsdann, auch der Herr Bürgermeister war dafür. Ein paar von der „Bürgerpartei“ haben zwar getobt, aber . . . Ihrem Ansuchen ist mit großer Majorität stattgegeben worden . . . Ihre Pension beträgt vom 1. Juli an fortan zwanzig Gulden . . . Hier die Ausfertigung! . . .“

Er öffnete seine Amtstasche und legte das Dokument vor Vene hin. Dann stand er auf und streckte die Hand aus.

„Meine beste Gratulation!“

Auch Vene erhob sich.

„Schön' Dank!“

Er behielt ihre Hand in der seinen und machte auf einmal ein Gesicht, wie ein Leichenbitter.

„Ich möchte Sie fragen, Frau Försterin, ob Sie noch immer net auf andre Gedanken kommen sind . . .“

Vene stutzte.

„Ja, ich hab' schon einmal, in Siechenhaus, wie das Schützenlager war, gefragt . . . aber damals hat der Herr Bürgermeister gerufen . . . und ich hab' Ihnen dann gesagt . . . daß ich wiederkommen werde . . .“

Vene schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr Bruckner! . . . Es bleibt beim alten! . . .“

„Aber, Frau Försterin! . . . Wenn Sie auch Ihre Pension verlieren durch die Heirat . . . ich habe fünfzig Gulden Gehalt . . . und kann jeden Augenblick in Pension gehen, und sie müssen mir daselbe auch weiter geben . . .“

„Es geht nicht! . . . Ich will auch nicht!“

„Warum denn nicht! . . . Wenn Sie durchaus Studenten halten wollen . . . auch recht! Wenn ein Mann im Hause ist, haben sie noch mehr Respekt . . .“

„Lassen Sie mich aus! . . . Sie werden mich doch nicht zwingen wollen! . . .“

Sie versuchte, sich umzudrehen. Dabei glitt ihr der Spenser-Armel bis über den Ellenbogen hinauf.

Ihm schoß das Blut ins Gesicht. Mit beiden Händen fuhr er ihr den prallen Arm entlang. Er keuchte:

„So riegelhaft wie der alte Gruber bin ich immer noch . . .“

„Zu dumm!“

Vene riß den Arm zurück und gab dem Zudringlichen mit der Linken einen Stoß.

Der „Stadt-Funktionär“ kam ins Wanken, wollte dem Kohlenkasten ausweichen und bog sich zusammen. Als er auf die Seite fiel, gab es Geräusch, als risse man ein Stück Kattun in zwei Teile.

Der Stadt-Seff war sofort wieder auf den Beinen, fühlte nach dem Rücken und riß den Rock herab. Er machte ein ganz dummes und unglückseliges Gesicht, als er die Bescherung sah. Als hätte er nach Streichhölzern gesucht und wäre mit der Hand in den Sbruptopf gefahren.

Das müde Tuch des schwarzen Schwenters war, vom Stragen angefangen bis hinab zu den Schößen, der Länge nach geplakt.

Da wandte er sich zu Vene herum, hielt ihr den Rock am Genkel hin, zog ihn auseinander und sagte:

„Es ist ganz unmöglich, daß ich damit auf die Gasse geh' . . . Die Bublen laufen mir ja nach! . . .“

Vene wußte nicht, sollte sie lachen oder schelten. Aber der Zorn überwog noch.

„Wenn Sie so zudringlich sind . . .“

„Aber, Frau Försterin, wir sind doch alle Menschen! . . . Und selbst der Gerechte sündigt doch des Tages . . .“

„Und da soll ich Ihnen wohl den Miß noch stücken?“

„Ja, Frau Försterin, wenn Sie so gut sein wollen . . . Ich thät' schön bitten . . . und alles will ich abbitten . . .“ Vene sah sein Hemd, dessen Ärmel an den Knöcheln ausgefranst waren . . . Er hatte es sicher schon über eine Woche auf dem Leibe! Wenn den Gruber gesehen hätte! . . .

„Nein! . . . Ich rühr' keinen Finger! . . . Das kann niemand von mir verlangen . . .“

Der Stadt-Funktionär knickte zusammen.

„Dann ist es aus mit mir! . . . Die Schand' ertrag' ich nicht! . . . Ich hab's doch nur gut gemeint . . .“

„Mit Ihnen, was?“

Er gab keine Antwort. Sah sie nur bittend an mit seinen trüben Augen, die fetten Wangen und das Kinn zitterten.

Da fühlte Vene ein menschliches Nühren, und sie schrie nach der großen Stube hin:

„Lise!“

„Hat's was?“

„Komm' mal 'raus! . . . Es ist jemand da.“

Drinnen flog ein Besen auf die Dielenbretter, dann kam die Aufwartefrau hereingetapst. An der Akodentür blieb sie lehnen.

„Jessas, Jessas, der Herr Stadt-Seff! . . . Na, wie geht's denn? . . . Noch immer auf Freierrücken? . . .“

Sie that, als sähe sie seinen Zustand erst jetzt.

„Ja . . . wie . . . in Hemdsärmeln? . . . Ist's denn heut' wirklich so heiß? . . . Oder hat man in aller Früh' schon wieder eine Salbe zu viel drinn'?“

„Der Herr Bruckner ist auf einem Amts-Gang gefallen,“ sagte Vene. „Und Du sollst ihm den Rock stücken.“

„Gefallen? . . . Und da ist der Rock auf dem Buckel zerrissen? . . . Man sieht doch auf den Knien nichts? . . . Herr Seff, das kommt mir verdächtig vor! Sind 's vielleicht wo 'naus g'schmissen worden, weil 's zu fest waren?“

Der Stadt-Funktionär drehte sich bald zu Vene, bald zur Lise. Den Rock hielt er noch immer am Genkel. Er war wie geistesabwesend. Das „Unglück“ schien ihn ganz zerschmettert zu haben.

„So geh' doch!“ drängte Vene. „Dort auf dem Fensterbrett ist das Nähzeug . . . Der Herr hat noch mehr zu thun . . .“

Die Lise rührte sich nicht. Es war ihr ein Hochgenuß, „einen vom Stadthaus“ ärgern zu können.

„Den Rock stücken?“ . . . Sie verzog geringschätzig den Mund. „Der hält ja keinen Stich mehr, der stammt noch aus der SchwedENZEIT!“

„Lise! . . .“

„Wahr ist's! Und wie komm' ich dazu? Ja, wenn der Herr Seff schön bitten thät' . . .“

„Geehrte Frau, ich bitte Sie . . .“

Die Lise kam sofort in Bewegung, holte das Nähzeug, nahm den Rock und setzte sich auf die Bank.

„Geehrte Frau . . . Schön Klingt's, und keiner hat mir's noch gesagt . . . Aber umsonst thu' ich's net . . . Was krieg' ich?“

Der Stadt-Seff fuhr zurück.

„Ich hab' nichts eingesteckt . . .“

„Aber Bier haben 's getrunken! Man riecht es ja auf zehn Schritt! . . . Mein, die Männer! Sie stecken nie was ein; und dabei faulen sie wie die Bürstenbinder. Sie Bierträger, Sie . . .“

Natlos wandte er sich an Vene. Diese nickte der Lise zu.

„Ja, wenn's die Frau Försterin zahlt . . .“

Sie zog einen Faden in die Nadel und begann zu sticheln.

Nach einer Weile faßte sie den Funktionär am Hemdsärmel und zog ihn zu sich heran.

„Da bleiben 's stehen! . . . Und jetzt sagen 's mir, was haben die Großköp' auf'm Stadthaus schon wieder tentiert?“

„Auf'm Stadthaus?“

„Ja, mit der Volkszählung. Dreitausend sollen in der Stadt sein, die net lesen und schreiben können.“

Er fiel eifrig ein:

„Da ist ein Fehler passiert. Man hat die Kinder, die noch nicht in die Schule gehen, mit hineingerechnet . . .“

Vom Keller zur Alu.

Lise schlug sich mit beiden Händen auf's Knie.
 „Leut! . . . Leut! . . . Ich sag's ja . . . Bis so ein Stadtrat g'scheit wird, ist er jedesmal schon wieder abg'setzt . . . Da hätten sie ja die Toten auf dem Friedhof auch aufschreiben können! . . . Die können auch net mehr lesen und schreiben . . .“

Lene wandte sich zum Ofen. Sie konnte das Lachen nicht mehr verbeißen. Der Alte hatte seine Strafe redlich verdient, aber leid that er ihr doch. Einmischen wollte sie sich nicht; das hätte die Lise noch rabiater gemacht.

Einige Minuten war es still.
 Da biß die Lise den Faden ab und sagte:
 „So! . . . Fertig!“
 Der Stadt-Seff wollte zugreifen.
 Sie legte schnell beide Arme über den Rock.

„Halt! . . . Noch eins! . . . Wenn Euer Stadtrat — den amt — ir — en — den — mein ich — glaubt, den egrischen Tagelöhnerweibern das Strenholen aus dem Wald verbieten zu können, dann hat er einen starken Glauben und kann sich als heiliger Christophorus an der Pfarrkirchen abmalen lassen . . . Wir brauchen die Dangeln zum Mist und den auf die Raubfelder. Von den Erdäpfeln müssen wir leben . . . Und er soll sich nur auf den Kopf stellen, z' Holz gehen wir doch! . . . Das sagen S' ihm! . . .“

Sie reichte ihm den Rock.
 „So, und da haben S' Ihre Kutten und nun bedanken Sie sich bei der Frau Försterin!“
 Der Stadt-Funktionär bedankte sich.

Lise sprang zur Thür, riß sie auf und that ganz süß:
 „Adje, Herr Seff! . . . Lassen S' 's Zhenen gut geh'n! . . . Und schenken S' uns wieder einmal die Ehr! . . . 's muß ja net gleich sein . . .“
 Sie rieb sich die Hände und lachte wie ein Kobold.

„Aber Lise! . . .“
 „Der? . . . Das ist ein Haupt-Gallun! . . . Seit seine Alte tot ist, lauft er jeder Schürzen nach. Ob sie jung ist oder alt . . . Wenn ich den einmal in die Finger krieg! . . . Seffas! . . .“

Die Lise zuckte zusammen.
 „Fehlt Dir was?“
 „Ach, seit ein paar Tagen hab' ich so Stiche im Leib . . . Ich weiß nicht . . . Muß mich mit was verhoben haben.“

„Du, pass' auf! . . .“
 „Ach, 's wird schon wieder werden . . .“
 Die Studenten drängten in einem Rudel herein.
 „Kostfrau, ich bin Vorzugschüler worden!“
 „Lobenswert hab' ich aus Religion!“
 „m Professor Jakob sein Sohn muß eine Wiederholungsprüfung machen . . .“

„Kostfrau, Kostfrau, der „Pfarrer“ ist wieder der erste in seiner Klasse!“
 Von allen Seiten hoben Hände ihr Zeugnisse entgegen.

Dann kam der Maß als letzter. In seiner maulfaulen Weise quätete er von der Thür her:
 „Frau Tant, ich bin durchg'fallen! . . . Nach! . . . Jetzt hab' ich ausg'studiert und werd' Schreiber beim Herrn Doktor Leutwein . . .“

VI.

Vincenzi-Tag!
 Der letzte Sonntag im August.
 Das Egerland feiert sein Erntefest.
 Was Beine hat und einen Knopf Geld in der Taschen, wandert nach der Stadt. Am Nachmittag sind die Dörfer wie ausgestorben, dafür sprengt der Festjubil in der Stadt schier die Mauern.

Schon von acht Uhr an späht der Türmer der Nikolai-Kirche aus seinen Fenstern, die nach allen Himmelsgegenden schauen. Da kommts heran, von allen Seiten. Etwas Dunkles, das sich wie in Ringen und Gliedern weiterzieht, einem riesigen Heerwurm vergleichbar. Bei jeder Wegebenübung sehen sich neue Glieder an den Wurm, an dessen Kopf zwei flatternde Dinger wie Fühler sich bewegen: Aus jedem Pfarrdorf, dessen Patronat bei der Stadt Eger ist, zieht die Prozession herein.

Sie kommen näher, über eine Bodentwelle, und aus dem schwarzen Wurm wird ein bunter Zug. Die roten Fahnen mit den vergoldeten Stangenknöpfen, die geblühten Lächer, roten und weißen Röcke der Frauen und Mädchen, alles blüht, glänzt und schimmert in der klaren Sonne des hellen Morgens.

(Fortsetzung folgt.)

Nach meiner Rückkehr aus München las ich zum erstenmal seit einer ebenso glücklichen wie gerammten Zeit bürgerliche Wälder. Sie übten einen überwältigenden Eindruck auf mich; denn sie erzählten die fürchterlichsten Dinge von unserem Parteitag. Wir hatten uns beschimpft, gebissen, getragt, wir hatten wie Todfeinde untereinander gerungen. Haß, Reid und Schwächtsucht beherrschte die Verhandlungen, wir waren zerspalten und zerklüftet, und auf ein Haar wäre es zu Thätlichkeiten, Raufereien und schweren Körperverletzungen mittels gefährlicher Maßkrüge gekommen. Alle diese schredlichen und empörenden Dinge wurden bewiesen durch Berichte, die hinter jedem Worte schlimme Zwischenrufe einklammerten; denn industrielle Reporter wissen längst, daß sie ohne solche Manner-Pilanterien ihre Ware nicht los werden und so verwandeln sie durch das einfache und wirksame Mittel der Zwischenbemerkungen eine ernste Diskussion in einen Tinglelangelull, eine leidenschaftliche Auseinandersetzung in einen Marktgezanke, ein nüchternes Referat in eine Kapbalgerei. Zugleich darf dann auf Grund dieser Verichterstattung Doktor Schmod wie alljährlich beteuern, daß die Socialdemokratie sich standatlos aufführe, innerlich morisch sei und überhaupt den Höhepunkt überschritten habe: seit einem Menschenalter überschreitet die Socialdemokratie wöchentlich siebenmal den Höhepunkt.

Ich aber las all diese blutigen und empörenden Schlächberichte mit einem frohen Erstaunen. Zwar war ich mir bewußt, nur ganz selten ein Viertelstündchen die Verhandlungen eigenmächtig ausgelegt zu haben, während ich im allgemeinen mich als ein eifriger Hörer und Zuschauer bethätigte, dennoch hatte ich nichts von all dem Geredel bemerkt, die ich in den Berliner Wäldern studieren durfte. Gewiß, wenn wir Schreiberleute mit einander unzufrieden sind, dann entfallen wir einen an sich bewunderungswürdigen, aber überflüssigen polemischen Ehrgeiz — aber was ein Schriftgelehrter der Universität seinem Amtsbruder anthun kann, wenn er ihn für hinreichend verdächtig hält, ein langes mit einem kurzen a verwechselt zu haben, das darf sich schließlich auch ein roter Akademiker leisten, um seine Anzuredenheiten zu entäußern. Schließlich bildet die Socialdemokratie und auch ein socialdemokratischer Parteitag eine Welt für sich, die nicht im mindesten Rücksicht auf die feinen, aber langen Ohren der hämischen und unverständigen Gaffer draußen nimmt. Wir sind uns selbst genug und reden öffentlich wie unter der schützenden Diskretion von vier Augen.

In Wirklichkeit waren die Münchener Tage trotz aller schärferen Zwischengeräusche voll veröhnlichen Humor, voll lebensstarker Freude und einem festen und innigen Einheitsgefühl, fester und inniger denn je zuvor.

Kein deutlicheres Zeichen unserer Kraft und Einheit als der Zug harmloser und lustiger Selbstverpötung, der zum erstenmal in München energisch zur Geltung kam! Der ist müderwüthlich, der über sich selbst zu lachen vermag. Die Münchener Genossen halten eingesehen, daß die Witz, die unsre Gegner über uns machen, gar zu traurig, salzlos und einödnig seien, und so produzierten sie selbst einen stattlichen Vorrat von Parteeiwitzen. In München hat sich die Socialdemokratie auch von dem Spott der Feinde emancipiert; die Witz über uns machen wir jetzt selber. Ein Beweis der Sicherheit und Stärke war es auch, daß gerade die vom Witz Gefügten und Gefriegelten am heitersten in das Gelächter einstimmen. Und dieser Witz war ein demokratischer Witz, der die „Könige“ in unsem eignen Reihen verulkte; die Majestätsbeleidigung war sein höchstes Gesetz. Es trankte auch nicht, daß der derbe Schall derbe Wahrheiten geigte. Im Gegentheil: man empfand die Selbstverpötung als ein heilsames Mittel der Selbsterkenntnis und Selbstzucht. Der „Falsche Faat“ sowohl, der mit frecher Hand die heiligsten Güter der Socialdemokratie antastete, wie die spizen Schandverse vom Haberfeldtreiben haben nicht nur erheitert, sie lehrten auch in befreiender Weise all die unerquidlichen, nervös gespannten Diskussionen der letzten Jahre aus: Im Gelächter heilten die Narben vollends zu.

Die Münchner erwiesen sich geradezu als Verschwoender der Gastfreundschaft. Selbst die Preußen, ja sogar wir Berliner wurden in das naturwüchsigte Behagen ihrer reichen Feste treulich aufgenommen. Der bayrische Partikularismus bewährte sich darin, daß er uns unangenehme Gesellen aus dem träuben Norden mit besonderer Hingebung die Kunst leichtsinniger, gesunder, frischer Lebenslust lehrte. Wir nordischen Barbaren haben uns freilich auch unverserits dankbar erwiesen. Wir haben für alle Zeiten dem Berlinischen Sprachhaß zwei bayrische Kleinode eingefügt, den bayrischen kategorischen Imperativ: „Noch eine Noah“ und die grimme Haberfeldfrage: „Is dös woahr?“ Die rechte Aussprache überanstrengt zwar unsre norddeutschen Lippen, dennoch übt man sie opfermütig. Einige unsrer Berliner Brüder sollen sogar bei ihrer Heimkehr ihre Frauen mißverständlich als „Deand“ mit einem „Orkaß Got“ angeredet und darauf unheimlich gejodelt haben . . .

Die Reize der Vergnüglichkeiten begam, wenn man von der Empfangsfeier absteigt, am Montag mit dem Kellerfest im Haberbräu. Eben noch hatte der Streit über die „Neue Zeit“ und die „Socialistischen Monatshefte“ wild getobt, da verankt aller Hader in der Heiterkeit dieser unvergesslichen Veranstaltung. Niemand habe ich Socialdemokraten fröhlicher gesehen. Es war ein endloser Jubel, aus tiefstem Herzen strömend. Ein schlicht padender Prolog, stimmungsvolle Ansprachen, die in leichtem Ton doch dem Arbeitsernst des Parteitagß gerecht wurden, mächtig emporstiegende, künstlerisch

gereifte Männerchöre, die von der Freiheit und dem Glück der Zukunft und den ehernen Kämpfen der Gegenwart sangen, prächtige turnerische Darbietungen, oberbairische Länze und Gefänge, und das unermüdlche Jodeln einer ehrwürdigen Schweizerin, die den lustigen Weisheitssturm nicht anders zu bändigen wußte, als daß sie böllig blauweiß wurde und dem Parteitag ein schmachendes Lied vom seligen König Ludwig II. vortrug; es war bewundernswürdig, mit welcher Fassung die Versammlung sich in dies überraschende Gesicht fügte. Die Schandverse vom Haberfeldtreiben kennen die Leser des „Vorwärts“ bereits. Den herrlichen Spelakel, unter dem das Behngericht von statten ging, müssen sie sich freilich hinzudenken. Die Kerle waren so echt, daß sie unmittelbar der Staatsanwaltschaft hätte paden mögen. Und jedesmal, wenn einer der Schandverse exekutiert war und der Haberer-Meister das mystische Wort „Aufreiwöin“ — schlägt Lärm — gesprochen, dann brach der Gegenfabbat auf der schwarz-nächtigen Bühne aus: Die vermanneten Gestalten rasteten wie die Tollen umher, man pffiff, johlte, schob und das höllische Orchester verschmähte selbst die Rinderknauren nicht.

In die oberbairische Seewelt führte der Mittwoch. Der Parteitag stieg zu Schiff und fuhr auf dem stillen, hellgrünen Starwergessee. Auf den Waldhöhen des Ufers herrschte bis zum Abend ein unnteres, zwangloses Treiben. Hier war es auch, wo in einem photographischen Dokument der endgültige Friede zwischen „Marxisten“ und „Revisionisten“ besiegelt wurde. Vorn in der Mitte steht man unsern Nazi, auf seinem Knie hält er, mit fast mütterlicher Gütlichkeit blühdend, einen jüngeren, recht dekorativ wirkenden Parteigenossen, der einst von Exjurt aus mit zimmer Feder die Partei vor Verfall gehütet. Dieser ergreifenden Gruppe reiht sich harmonisch eine zweite an: Ebe Vernstein, eingerahmt auf der einen Seite von Kautsky, auf der andren von Adolf Hoffmann, der diesmal den ersten Speer gegen die Revisionisten gesandt hatte. Der Geist des falschen Haal schwebte mild über dem Erzeugnis der Trockenplatte.

Als bester und eigenartigster Nachklang des Münchener Parteitages gedieh aber das Almsfest auf dem Bodensämeid, oberhalb des Schliersee, das am Sonntag noch einmal den Parteitag versammelte. Den Parteigenossen aus Gausham — Industrie-Arbeiter, die noch in häuerlichen Boden wurzeln und wenigstens an Festtagen die schämde Volkstracht anlegen — hatten den Delegierten und den Münchener Freunden das Fest veranstaltet. Hier zwischen den Bergen, in einer Höhe von fast 1700 Metern, an einem lichten warmen Nachsommerstag lernte die deutsche Socialdemokratie mit Ausdauer, in fessellosem Uebermut die heilige Kunst des — Schuhplattlens. Während die Bayern alpinistisch angerüstet erschienen, mußten wir Nordländer der Ebene unvorbereitet trugeln, im Schweiß unsres Angesichts, jeden Stein durch die dünnen Schuhe schmerzhaft fühlend. Ein bißchen unnatürlich waren wir Berliner ja unter den Kindern der oberbairischen Berge, aber wir ertrugen mit Würde unsre Exjuration, und die Verbrüderung zwischen Nord und Süd ging so weit, daß zwei tapfere Männer, ein Berliner und ein Thüringer, ihr Gehwand mit den bairischen Brüdern tauschten und mit nackten Knien stolzierend, die 1700 Meter in die Schranzen fordernten. Die Jungspitze, die aus der Ferne, in leichten Rebellchleiern, auf das bunte Leben der Alm herabschante, lächelte behaglich. In einer led gelungenen Improvisation charakterisierte der „Großherzog von Hessen“ den besonderen Reiz und das seltsame Wesen dieses Volksfestes: „Wer so schön tanzen kann, der ist auch ein tüchtiger Kämpfer für die große Sache der Freiheit... Es leben die Schuhplattler!“ Zur Belohnung durfte der Großherzog dann mit dem amntigsten der Deandln aus Gausham im Walzer sich drehen; er strahlte, so holde Jugend im Arm, und sie bewegte sich mit gesenkten Augen, ernst, feierlich, fromm. Das Tanzen ist diesen Deandln Andacht — oder tanzen sie Werttheorie?

Das letzte Licht schwamm wie blühende Blüten auf dem See, als ich, ein verspäteter Nachzügler, auf stillem Kahn zum Dorfe gerudert wurde. Von dunsteln, tief gesenkten Wolken umhüllt, wuchsen die Berge gewaltig und geheimnisvoll ins Unernehtliche. Der Ernst lehnte zurück und gedachte sinnend all der fröhlich thörlichen Ugebundenheit, mit der wir erhabene Sache sich selbst auf Urlaub schickt und doch auch im derbsten Uebermut sich trenn bleibt: ein lachendes Gezwitscher um himmelweisende Höhen und drohende Abgründe.

Zuhu! Schön waren die Münchener Tage.
Ist döb woahr?
Woahr ist! —

to.

Kleines Heuilleton.

bt. Die 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte ist bei ihrer Tagung in Karlsbad, der zweiten seit vierzig Jahren, vom herrlichsten Wetter begünstigt. Doch ist das Programm so gewählt, daß die wissenschaftlichen Verhandlungen in den Sectionen nicht gerade darunter zu leiden brauchen, wofür nur der Wille zur Arbeit vorhanden ist. Jedenfalls fördert die persönliche Aussprache das Verfolgen und Ausarbeiten mancher Ideen, und gerade das alljährliche Zusammenkommen der Naturforscher und Aerzte kommt dem Bedürfnis nach stärkerer Zusammenfassung gegenüber der allzu einseitig getriebenen Specialisierung entgegen. Außerdem erregen die Verhandlungen auch das allgemeine Interesse aller gebildeten Kreise — jeder Freund der Naturforschung darf daran teilnehmen, und viele machen von dieser Erlaubnis Gebrauch. Gerade, um diesem Be-

dürfnis der Aufklärung, der Verbreitung von Wissen Rechnung zu tragen, sind ja die allgemeinen Versammlungen eingerichtet, in denen Vorträge gehalten werden, die auch ohne besondere Fachkenntnisse verständlich sein sollen. Allerdings hatte die Gesellschaft diesmal mit ihrem ersten Vortrag einen argen Mißgriff gethan. Professor Hofmeister-Strasburg sprach über den Bau des Einweiß-Moleküls, aber in einer so speziell sachwissenschaftlichen Weise, daß er die größte Langeweile erregte. Da er außerdem mit so leiser Stimme sprach, wie etwa in einem Kolleg vor 30-50 Zuhörern angebracht ist, so leerten sich der Parketraum und die Galerien des Schützenhauses, auf denen sich etwa 2000 Personen eingefunden hatten, in ganz bedenklicher Weise. Das prachtvolle lodende Wetter brachte es dann zu Wege, daß nach der Pause, die nach Schluß des Vortrages eintrat, nur wenige zurückkehrten, obwohl sicherlich sehr viele mit dem Vortrage gekommen waren, Professor Volker-Hamburg über drahtlose Telegraphie sprechen zu hören. Allerdings hat Professor Volker nicht selbständig und erfolgreich auf diesem Gebiete gearbeitet, wie etwa Braun, der vor einem Jahre in Hamburg dieses Thema in der physikalischen Abtheilung behandelte. Trotzdem ist der Vorstand der Gesellschaft nur zu loben, daß er bei dem regen Interesse, das heute wohl jeder dieser schönen Anwendung der elektrischen Wellen entgegenbringt, auch dem größeren Publikum der Teilnehmer die Entwicklung dieser Telegraphie in sachkundig angestellten Experimenten vorführen wollte. Der experimentelle Teil des Vortrages muß denn auch als wohl gelungen bezeichnet werden, und die Zuhörer haben sicherlich ein eindringendes Verständnis der drahtlosen Telegraphie erhalten. Inhaltlich aber ist gegen einen Teil des Vortrages doch energisch Protest zu erheben, nämlich gegen die fast vollständige Beiseitsetzung Marconis gegenüber den deutschen Forschern Braun und Slaby. Die Grundlage der drahtlosen oder der Wellen-Telegraphie bilden bekanntlich die elektrischen Wellen, die im Jahre 1888 von Heinrich Herz experimentell dargestellt wurden. In Frankreich nennt man sie insolgedessen auch allgemein „Herz'sche Wellen“, und die drahtlose Telegraphie heißt dort „Telegraphie mit Herz'schen Wellen“. Zur Zeichengebung, zum wirklichen Telegraphieren wurden diese Wellen zuerst von Marconi verwandt, und wer über die Entwicklung der drahtlosen Telegraphie spricht, hat die Pflicht, diesen Namen mit besonderem Ruhme hervorzuheben. Marconi hat Marconi auch weiter gearbeitet und die ursprüngliche Methode durch viele Verbesserungen vervollkommen. Gewiß darf betont werden, daß auch Prof. Braun bestimmte Verdienste um die Entwicklung der Wellen-Telegraphie hat — eine nicht unwesentliche Verbesserung Brauns ist auch von Marconi adoptiert worden; nur soll man diesen nicht darüber vergessen, und gar Slaby in gleichem Atem und ebenso rühmend zu nennen, so weit sollte das nationale Bewußtsein einen Gelehrten nicht treiben. Die internationale Wissenschaft und ihre Vertreter schätzen die Verdienste des Herrn Slaby nicht so hoch ein, wie es im offiziellen Deutschland geschieht.

Von dem äußeren Verlauf der Versammlung wäre noch zu melden, daß man in Karlsbad die Vertreter der Presse auffallend schände behandelt, die den Gegensatz zu den Sitten bei den früheren Naturforscher-Versammlungen recht selbstam empfinden. Die Vorträge und die offiziellen Begrüßungsreden waren von den der Presse angewiesenen Männern im Zusammenhang gar nicht zu verstehen.

Der Dienstag war den Abtheilungssitzungen gewidmet. In der physikalischen, die ich besuchte, wurden unter anderem hochinteressante Experimente mit neuen Strahlen vorgeführt. Mit der Entdeckung der Röntgen-Strahlen sind wir ja in eine Zeit neuer, geheimnisvoller Strahlungen eingetreten. Uran- oder Becquerel-Strahlen folgten, andre Strahlen wieder wurden von dem Ehepaar Curie entdeckt, und die heute von Merckwald vorgeführten scheinen in mancher Beziehung auch von diesen noch abzuweichen. Jedenfalls hat die Physik mit den Strahlungen aller Art ein rätselhaftes Gebiet betreten, dessen Aufhellung unsre Erkenntnis der Welt wohl wesentlich vertiefen wird. —

— **Herbstveilchen.** Aus Paris wird der „Post“ geschrieben: Nicht gut geraten in diesem Jahre sind die Herbstveilchen, die um Paris seit geraumer Zeit erfolgreich gezogen werden. Es hat zu viel geregnet und das überreichliche Himmelwasser können die zarten Blumen auch in der ihnen aufgezwungenen künstlichen Blütezeit nicht ertragen. Es fehlt ihnen der Schmelz und vor allem der Duft. Freilich kommt das Herbst- und Winterveilchen auch unter günstigen Temperaturverhältnissen nie den natürlich sprühenden Frühlingsveilchen gleich: aber sonst vermag es wenigstens die Illusion des reizenden Lenzendes zu geben, während die blassen, geruchlosen, matten Blumen, die augenblicklich ein Sträußchen von 20 Centimes überall auf den Pariser Strahlen feilgeboten werden, nichts Veilchenhaftes aufweisen. Trotzdem werden sie von den kleinen Ladendädchen, Schneiderinnen und Arbeiterinnen willig und freudig gekauft, denn das Veilchen besitzt das Privileg, von allen geliebt zu werden. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wird das Waldblümchen in der Umgebung von Paris im Großen gezogen, besonders in der südlichen Vannmeile, in Chätenay, Eceaug und Verrières. Man hat zahlreiche Varietäten erzielt. Aber die Käufer bestimmen sich herzlich wenig um die offizielle Bezeichnung ihrer Lieblingsblume. Für sie genügt das Wort „violette“, das wie ein poetischer Rosenname klingt. Noch bedeutender, als um Paris, ist die Veilchenkultur in Südfrankreich, in erster Linie in dem reizenden Städtchen Grasse, das im Frühjahr von den Düften der sammetblauen Blumen ganz erfüllt ist. Auch dort zieht man jetzt Herbst-

und Winterbeißchen, besonders für den Transport nach den nordischen Ländern und auch viel für Parfümieren. Denn den in dieser Hinsicht verwöhnten Südländern selbst ist der Weidenkultus als solcher völlig unbekannt. Sie begnügen sich mit der Kultur der Blume, die sich für sie sehr einträglich gestaltet. —

Theater.

— Berliner Theater. „Das Käthchen von Heilbronn“ von Heinrich v. Kleist. — In der Monotonie der „Alt-Heidelberg“-Periode am Berliner Theater ist jede Unterbrechung ein erfreuliches Ereignis, eine Erinnerung und Hoffnung, daß hienieden nichts Bestand hält und daß schließlich auch dem concurrentragenden Edelmannschaft von Erbprinz einmal das Sterbegeldlein schlagen wird. Ob freilich gerade die Wahl des „Käthchen“ ein glücklicher Wurf war, mag zweifelhaft erscheinen. Das Käthchen ist ein süßer Kern in einer harten, harten Schale. Das liebliche, sonnambule Geschöpf so durchtränkt von wunderbarer Poesie des Unbewußten, steckt in dem „Großen historischen Nitterschauspiel“ wie in einem großgezimmerten, grellbunt bemalten Käfig. Man glaubt kaum, daß die Scenen alle von demselben Dichter geschaffen worden. Nicht nur, daß, abgesehen vom Käthchen, keine einzige Figur Züge psychologischer Vertiefung aufweist, — Fräulein Kunigunde, die böse Nebenbuhlerin, ist sogar karikiert bis zum Aufknackhaften — die Wechselfälle, in denen die Handlung sich bewegt, sind auch so wenig innerlich verbunden, so unvermittelt, ohne Perspektive und Schattierung neben einander hingestellt, daß man Mühe hat, sich aus dem Anäuel herauszufinden. Die Märchenstimmung, die Kleist erzeugen wollte, und mit Verneinung, auf die manche seiner Verehrer die Mängel des Stüdes gern wegzuspüren würden, wird durch dieses sprunghaft unruhige Hin und Her gewiß nicht gesteigert. Endlich mag es ja dem Wesen eines „Nitterschauspiels“ ganz entsprechen, wenn der Graf dem blindverliebten Käthchen, das er früher mit Füssen von sich fortgeschoben, erst die Hand reicht, nachdem der Mael ihres bürgerlichen Namens durch die Entdeckung reingewaschen, daß sie das Bastardkind des Kaisers, aber dann hätte wenigstens dem legitimen, ganz in Sorge und Hingebung für das Mädchen aufgehenden Vater diese Entdeckung erspart werden sollen. Es stirbt sich doch so leicht in Nitterschauspielen. Warum kann also nicht auch dieser Brave rechtzeitig in den Himmel eingehen, da doch am Schlusse alles eitel Luft und Freude sein soll. Oder haben wir trotz der verzweifelten Tiraden des Allen gar anzunehmen, daß auch er im Grunde seines Herzens durch die Mangerhöhung des Kindes sich geehrt fühlen und womöglich seine tote Frau ob der Erlauchtheit ihres Ehebruchs noch im Grabe segnen wird? Das wäre doppelt peinlich!

Es müßte eine große Künstlerin sein, die über dem Lebendigen uns das Tote und Starre in dem Stüde vergessen lassen könnte. Ein tief-geheimnisvolles Leuchten müßte von ihr ausgehen! Fräulein Cerigioli hatte gewiß einige hübsche Scenen als Käthchen. Wie sie dem Grafen den Brief überbringt, wie sie Speiß und Schwert ihm nachträgt, wie sie, ihm nachgehend, an dem Bächlein die Strümpfe abstreift und vor dem Knecht dann schamhaft die Flucht ergreift, das war niedlich und drollig zugleich. Und noch besser gelang die Scene unter dem Hollunderbusch. Aber schließlich blieb doch im ganzen alles Vordergründigkeit. Es fehlte die Breite und Tiefe, jener wirzige Waldbushtraumhafter Besangenhait, in dem das Kleistsche Käthchen webt und atmet. Am stärksten machte sich der Mangel zu Anfang, in dem Auftritt vor dem Behmgericht bemerkbar. Hier wurde sie sad-süßlich, beinahe wie eine kleine Nähmamiell.

Herr Mische, als Graf Wetter vom Strahl war ein stattlicher und schöner Partur mit langvollem Organ, korrekt und tüchtig aber nirgends überraschend. Aus Eigenem hatte er zur Kleistschen Figur nichts beigetragen. Marie Frauendorfer hatte das herbe Los getroffen, die Kunigunde darzustellen. Sie war, schien mir, noch um einige Grade unerfreulicher als das Urbild. Denn man verstand nicht recht, wie sie verführen konnte. Das Publikum applaudierte lebhaft. Nicht nur nach den Aktzählungen, auch nach all den kleinen Verwandlungsscenen konnten die Darsteller erscheinen. — dt.

Aus dem Tierleben.

— Ueber den Instinkt für die Sauberkeit bei den Tieren plaudert die „Illustrirte Tierwelt“: Die Liebe zur Sauberkeit ist bei sehr vielen Tieren fast ebenso groß wie bei den Menschen; nur sind sie auf natürliche Hilfsmittel angewiesen, sie müssen die ihnen von der Natur gegebenen Organe auch für die Reinigung ihres Körpers mit verwenden. Sie thun dies in reichem Maße. Neben den vorderen und hinteren Gliedmaßen werden die Lippen, die Zunge, der Speichel und der Schwanz bei der Reinigung verwendet. Wir können unter den Säugetieren zwei Klassen unterscheiden, solche, welche das Wasser lieben, und die, die es verabscheuen. Es giebt eine ganze Anzahl von Tieren, welche das Wasser zur Reinigung nicht gebrauchen und die trotzdem sehr sauber sind. Das beste Beispiel ist wohl hierfür die Katze. Sie geht jedem Wassertropfen weit aus dem Wege und trotzdem säubert und putzt sie sich den ganzen Tag mit ihrer harten Zunge und mit dem Speichel. Bei den großen Katzenarten, Löwe und Tiger vertritt die harte Zunge die Stelle einer harten Bürste, mit der sie den ganzen Körper polieren. Auch die Affen sollen nur sehr selten sich des Wassers bedienen, immerhin wird von einigen menschenähnlichen Affen berichtet, daß sie sich genau

so gut wie die Menschen Gesicht und Hände waschen, ja ein Orang-Utan gebrauchte sogar einen Zahnstocher. Wie weit die Sauberkeit bei den Affen geht, sieht man daraus, daß Affenarten mit großen, schönen Bärten nie nach Affenart trinken, indem sie sich zum Wasser herabbeugen und es mit der Schnauze hochsaugen, sie trinken vielmehr aus der Hohlhand, um ihren Bart nicht naß zu machen. Sehr viele Tiere gebrauchen als künstliches Reinigungsmittel den Sand. So erzählt Vrehm von einer Springmaus, welche dieses Mittel in ausgiebigster Weise benutzte. Sie grub mit der Schnauze und den Vorderbeinen eine Rinne in den Sand und in dieser Vertiefung polierte sie zuerst den Kopf und dann den übrigen Körper. Diejenigen Tiere, welche von der Natur mit Reinigungswerzeug stiefmütterlich versorgt sind, haben eine große Vorliebe für das Wasser, so die Pferde. Sie haben nur die Lippen und den Schwanz, außerdem aber noch ihre Haut, welche sie überall bewegen und in Falten legen können, um lästigen Staub und Parasiten zu entfernen. Noch mehr als die Pferde sind Elefant und Nashorn auf das Wasser angewiesen. Die Vögel lieben meistens das Wasser. Sie besitzen aber noch eine natürliche Pomade, mit der sie ihre Federn einsetten und ihnen dadurch neben der Wasserdichtigkeit einen schönen Glanz verleihen können. —

Physikalisches.

— Akustische Signale bei Nebelwetter. Einem Berichte von E. Price Edwards in der „Nature“ über neue Versuche, die man bei St. Catharines Point auf der Südspitze der Insel Wight angestellt hat, um die Zuverlässigkeit der akustischen Signale festzustellen, wenn bei dichtem Nebelwetter die optischen Signale völlig versagen, entnimmt der „Prometheus“ das Folgende: Als bester Schallapparat bewährte sich eine unter sechs Atmosphären Druck angebläute Sirene; Pfeifen und Trompeten zeigten sich weniger geeignet, aber für Leuchtschiffe, die nach allen Seiten Signale zu geben haben, erwies sich eine „pilzförmige“ Trompete als wohlgeeignet. Die Wirksamkeit der akustischen Signale zeigte sich übrigens stark von der Witterung abhängig und Gegenwind konnte die Schallweite der Sirene sehr beeinträchtigen. Während man an einem Tage mit ruhigem Wetter den Sirenton über 20 englische Meilen weit vernahm, war er an einem andern Tage bei Gegenwind und unruhiger See nur 1/4 Meilen weit hörbar. Einige schon früher von Tyndall beobachtete und erklärte Anomalien wurden von neuem beobachtet und als rätselhaft bezeichnet. Das Gehörfeld wies Lücken auf, so daß für sich entfernende Schiffe die eine Meile weit gut wahrnehmbaren Töne bald schwächer wurden und bei zwei bis drei Meilen gar nicht mehr vernommen wurden, dann aber beim Weiterfahren wieder auftauchten und bis in beträchtliche Entfernungen gehört wurden. Die zweite, gleich der ersten nur hin und wieder bei glatter See und ruhiger Luft beobachtete Anomalie bestand in ans der Schallrichtung vom Meere her wiederkehrenden Echo, welche 30 Sekunden lang anhielten und zehnmal länger als der ursprüngliche Ton dauerten. Tyndall hatte seiner Zeit, wie dem Berichtserfasser entgegen zu sein scheint, die schallfreien Zonen als Interferenzwirkungen zweier Schallwellenzüge, von denen der eine an der Wasseroberfläche zurückgeworfen wird, und das langandauernde Echo durch Reflexion des Schalls von verschiedenen dichten Nebelwänden — sogenannten akustischen Wolken — erklärt. —

Notizen.

- Der Shakespeare-Forscher Dr. Wilhelm Dechelhäuser ist, 82 Jahre alt, in Dessau gestorben. —
- Das Intime Theater bereitet für Sonnabend, den 4. Oktober, einen Premieren-Abend vor, an welchem u. a.: „Der gemüthliche Kommissär“ von Courteline und eine neue einaktige Operette von Leo Fall zur Aufführung gelangen werden. —
- Im Hamburger deutschen Schauspielhaus wurde Hermann Reichensbachs Drama „Hochwasser“ bei der Erstaufführung abgelehnt. —
- Im Central-Theater werden am 1. Oktober wieder die Operetten-Vorstellungen unter Leitung des Direktors Ferenczy beginnen. —
- Massenets Oper „Der Gaukler unserer lieben Frau“ wurde bei der Premiere im Hamburger Stadt-Theater beifällig aufgenommen. —
- Versuche mit Del zur Staubverhinderung auf den Straßen werden gegenwärtig in der englischen Grafschaft Hampshire angestellt, und zwar ist zu diesem Zweck ein Teil der von der Farborough-Station nach Aldershot führenden Chaussee gewählt worden, die auch viel von Motorfahrzeugen und Radfahrern auf dem Wege nach London, Winchester und Southampton frequentiert wird. Die Straße ist besonders für den Zweck geeignet, da sie einmal sehr staubig ist und zudem viel befahren wird. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 28. September.